Der Tod.

Skizze von Else Franken.

Sie saßen im Nebenzimmer, und die Tür stand einen Spalt breit offen. Die Tochter drückte von Zeit zu Zeit ihr Tuchlein an die Augen. Wenn die Mutter sterben will!

Die Tochter ist Witwe, eine dunkle stattliche Matrone, eine Autorität in ihrer Familie; und ihre Tochter sind sehr junge Frauen. Aber die Schwiegersöhne werden erst kommen, wenn alles vorbei ist. Es ist ja peinlich, Stunden lang zeremoniöse Gesichter zu zeigen. Großmama ist sachlich vierundachtzig Jahre alt. Herrgottnochmal! Schließlich holt's uns Alle: also!

Onkel Viktor geht unruhig vom Ofen ans Fenster. Der weiße Porzellanofen ist kalt, gegen den er sich lehnt, und die Fenster stehen weit offen, vor denen die Stores sich blähen. Wenn doch Sommer ist, in der sonnig gekrausten Luft ein Hauch von abertausend Gartenblumen hängt, ein süßherber Honigduft von Gedeihen und Reifen, ein Verwesen von Ueberreifen, ein sanfter Hauch vom Leben und vom Tode.

Mama rechnet lautlos und notiert vielerlei; nachher wird viel auf sie einstürmen. Und die jungen Frauen unterhalten sich leise oder sitzen teilnahmslos mit geblähten Nasenflügeln. Einmal werden sie fast unschicklich laut; da handelt es sich um die Perlen und den Amethystschmuck. So oft in letzter Zeit haben sie schon gedacht, daß . . . Und immer war es nichts. Ein alter Mensch ist doch sich selbst zur Last, daran muß man sich halten; denn sonst natürlich . . . Und Mama bringt sie zum Schweigen. Das Batisttuch fliegt wieder an die Augen und kehrt auf halbem Weg um. Mama hat einen guten Gedanken, sie kritzelt wieder auf ihrem Besorgezettel. Und vergißt keinen Augenblick, daß sie jetzt die Hauptperson ist, weil sie doch die Mutter verlieren soll. Onkel Viktor kann einen nervös machen mit seinem Hin- und Herlaufen. Der Gute schlunzt manchmal; aber er nimmt sich immer schnell zusammen. Ist ja auch nur ein entfernter Verwandter; aber er hat seit zwanzig Jahren und länger immer am Dienstag bei der Geheimratin gegessen. Er hat sie gekannt als sie eine hoffärtige übertrieben elegante Frau war. Später wurde sie stiller, weil die neue Zeit anbrach, die ganz andere, ganz neue Ideale aufbrachte, und weil alle in der Familie taten, als ob Großmutter nicht mehr mitkönne. Sie wollte auch gar nicht; diese neue Zeit hatzte sie.

Der Arzt saß neben Großmamas letztem Lager. Die Pflegeschwester bewegte sich mit ruhiger Gelassenheit im Zimmer. Sie gab nicht eine Viertelstunde Ruhe. Es war erstaunlich, wie viel da zu ordnen war, um eine stille Frau her, die vom Leben nun nichts mehr wollte.

In die Mitte der Stube hatten sie das Bett gerückt. Ganz flach lag sie in den weißen Kissen, ganz klein das Gesicht, die Augen geschlossen und die Lippen zusammengepreßt, wie Greise tun, denen die falschen Zähne entfernt sind. Lautlos lag sie, die Hände unter der dünnen Decke, Und schlief. Nahrung wies sie stumm von sich, schnell und hart gab der Puls an, daß noch Leben sich gegen den Tod behaupte.

Der lächelte, der Tod: Ich kann warten; und zog sich noch für ein paar Minuten zurück. Denn er ist ein höflicher Mann.

Durch die zusammengezogenen Vorhänge strömte die Sommerluft ins Sterbegemach. Ach, überschwänglich schon. Traf die alte Frau, stärkte sie noch einmal, machte sie trunken wie starker Wein. Und das Gehirn wurde davon wach, es kreiselte wie ein weißes Blatt im Winde. Sie litt nicht. Sie war ja nicht krank, bewahre; es ist ja nur Altersschwäche. Das ist doch keine Krankheit; nur: man stirbt daran.

Immer hatte sie sich vor dem Sterben gefürchtet; vor dem Totsein nicht. Hatte sich vorgestellt, man packe sie noch lebend in den Sarg, und nie in der engen Sargumklammerung das Erwachen sein werde. Wenn man schreien will und vor Grauen nicht kann und die Hände fassen in die weiche, abgestandene Luft. Man stemmt sich und sinkt wieder zusammen, Bretter um sich, Erde über sich, ganz zugedeckt mit Erde; und ein Brett zur Scheide, sonst fiele die Erde in den Mund, verklebte die Augen. Und Atemnot und Gewissenspein . . . Nein; Die kam nicht auf gegen das andere Gräßliche. Verbrennt mich! Die Flamme, die reinliche Flamme. . .

Sie schlummerte; fern von solchen Vorstellungen kräftigerer Tage. Sie hatte sogar Besuch, mitten in der leeren Stube. Eine Jugendfreundin, die seit vierzig Jahren da unten schlummerte. Unbewegten Antlitzes lächelte die Greisin, tief innerlich, und eine kleine violette Ader an ihrer Schläfe klopfte. Riekchen hatte den Hals, die Schultern frei, nach kindlicher Mode trug sie ein Mullfichu und den Scheitel glatt und das Haar, wie ein geflochtenes Blumenkörbchen, hoch oben auf dem Hinterkopf. Und sie sagte, langsam und schleppend, wie Riekchen immer sprach: „Gott, nein, Antonie, wie Du nur den Professor zum Manne nehmen kannst! Der wäre mir zu anspruchsvoll. Und zwanzig Jahre ist er älter als Du!"

Dumm und gutmütig, die Rieke; war in der kleinen Stadt geblieben, in den kleinen Verhältnissen, wo ringsum die Kornfelder wogten, gelb und rostfarbig, auf und nieder, auf und . . .

Der Doktor stand vom Stuhl auf, lang und dünn, mit famosen Durchziehern an der linken Mundecke. Er flüsterte mit der Schwester. „Gnädige Frau," sagte die in ihrem breiten mecklenburger Dialekt, „ein paar Tropfen Wein, ganz schönen Süßwein, gnädige Frau!" Sie sagte „gnädige Frau" zu diesem kümmerlichen Erdenrest; und hob die alte Frau in ihrem stämmigen Arm auf, flößte mit silbernem Löffelchen den Wein ein, den die Alte wieder aus dem Munde laufen ließ.

Aber die Tropfen, die in der Mundhöhle verblieben, brachten Stärkung, ließen das Gehirn wiederdrehend kreiseln. Da war ja der Professor, nein: Geheimrat; die Frau sah ihn in weiter Ferne, so klein, wie man die Menschlein durch ein verkehrtes Perspektiv sieht. Just so klein stand der stämmige Mann und bewegte sich spazierend. Er war immer so daher gestapft, spazierend durch die Straßen, wenn ers zu Haus nicht mehr aushielt; wenn sie ihn verärgert hatte oder im tiefsten gekränkt, ihn, durch den sie alles gewonnen, was ihren eitlen Sinn gereizt hatte. Einfach alles.

Kann ein halber Leichnam lächeln? Der Doktor sah es nur am Zunderwerden der Nasenspitze, die er im scharfen Profil [illegible] sich hatte. Und schritt ins Nebenzimmer; es war eine Erholung, den langen, hohl gesessenen Rücken zu strecken.

„Sie hat gelächelt," sprach er flüsternd zu den Angehörigen. „Sie hat gelächelt," flog es von einem zum anderen. Jetzt war der eine Sanvoegersohn da, der vom Kammergericht, der Gemütsmensch. Stand am Fenster mit seinem scharfen Staatsanwaltsgesicht, klopfte mit der Stiefelspitze den Boden und fuhr herum.

Sie wird doch nicht nun noch besser werden? Nun man sich auf Erschütterung eingerichtet hatte, auf korrekte Familienerschütterung? Das heißt: er sagte es nicht, dachte nur so.

Und die Frauen behaupteten, Omama habe an ihre Tochter gedacht, daher komme das Lächeln in solchem rührenden Augenblick. Worüber hat denn eine alte Frau zu lächeln, wenn nicht über das Gedeihen ihrer Familie? Das Batisttuchlein bewegte sich zu den Augen hinauf und kehrte auf halbem Weg zurück; denn draußen schellte es. Ein plumper Finger hat an den kupfernen Griff zu lange gezogen; es gellte durch das stille Haus. Erkundigung nach dem Befinden. Das ging so den ganzen Tag. Und sie hatten es gar nicht ausgehalten, wenn alles stumm geblieben wäre. Das liebe Leben mußte sich immer wieder melden. Das Schellen war auch ins Sterbegemach gedrungen; nur als ein letzter Hauch, sonst hatte man ja die Klingel abgestellt. Mama hatte doch mehr gelitten, daß etwas Schickliches versäumt werde.

Und der leise Klingelklang drang in die flatternde Seele wie die Trompeten von Jericho. Und holte sie nochmals zurück von dem Weg, den alle gehen müssen. Der Schreck hatte ihr einen Ruck gegeben. Das Lächeln hatte sich verflüchtigt. Die Augensterne, die schon lange den Greisenring um die Iris trugen, schlugen sich groß auf. Nur die Draußen konnten das nicht merken, denn die dünnen Lider lagen jetzt geschlossen darüber. Friedrich!

Mit dem Gefährten ihrer Tage hatte sie wenig Umstände gemacht. Sie hatte ihn wahrhaftig nicht gerufen. Aber Friedrich, Friedrich Huter, mit dem sie die Ehe gebrochen hatte . . . Sagten nicht die Menschen so? Galt das nicht als die Sünde der Sünden? Gott sei Dank: es war geheim geblieben und nie war sie genötigt, die Augen niederzuschlagen; aber sie wurde wohl wissen, was an ihrem ordnlichen Leben von Belang gewesen wäre, wenn nicht dieses, dies furchtbar Schöne, das all ihre Tage mit Siegergefühlen erhellt hatte, noch als er längst wieder aus ihrem Leben geschieden war. An wen hielt sie sich denn in heimlichem Triumph, wenn sie wach lag im ehelichen Schlafgemach und auf den alten Mann, da neben ihr, narrte, der heiser schnarchte oder zuletzt sich in Hustenkrämpfen wand? Sie, die Junge, die Starke?

Den Mann hatte sie genommen. Gott: wen man einen nehmen muß. Von Anfang an waren sie ein ungleiches Paar. Die Kinder, die ihm glichen, hat sie abgeschüttelt wie der Baum die Frucht, hat sich die sinnerlich nicht um sie gesorgt; hat immer über den Zaun des Lebens geblickt, Jahre lang, ob nichts Ueberirdisches komme, daran sich eine arme Seele klammern kann und will und muß.

Es ist, als ob sie mit den Schultern tiefer sänke, ganz, ganz tief; und eine Stimme sagt: O Freunde, nicht diese Töne; stimmet andere an! Die Stimme ist Friedrichs Stimme und von fern, fern her kommt sie geschwommen, wie über einen dunkelschwarzen Ozean von Zeit. Die Stimme ist tief und edel. Da hat sie ihn zuerst gehört. Sagten sie nicht Singakademie zu dem Saal mit den Säulen? Und war es nicht aus der Neunten? Von . . . Von wem . . . O Freunde!

Sie ist eine Greisin auf ihrem letztem Lager Das aber vergißt sie nie, auch wenn der Tod alle Erinnerung von der Tafel ihres Lebens löscht. Nur sie sinkt; und vor ihren Augen entstehen Feuerkreise, erst kleinere, dann größere. Himmlischer Vater: Woher kommen die lichten Kreise, die sich wie im Sphärentanze in einander drehen? Irgendetwas lgt sich hart und schwer auf sie. Nein; und wenn es sie zerdrückte, ihr die müden, morschen Knochen brächte, nein, nein: sie bereut nicht! Ohne ihre ungesühnte Schuld, ohne das süße Opfer, ohne das heiße Begehren, das heldenstarke Umfangen. . . Dagegen ist alles, was das Leben sonst gebracht hat, nichts.

Die Feuerkreise werden gigantisch; und rauchend rote Lohe schlagt empor. Ihrer Sünde süßeste, herrlichste, daran sich in heimlicher Stunde ihre Seele packt und hält.

Die Greisin hat eine Bewegung gemacht, leise, kaum vernehmbar. Der lange Doktor steht von seinem Stuhl zu Häupten des Lagers auf und öffnet breit die Tür. Alle schieben sich hinein, voran die Mama mit dem Batisttüchlein; die jungen Frauen mit erschrockenen Augen; die Männer, ach, so trostbereit, in würdiger Fassung. Nur Onkel Viktor bleibt an dem kalten, weißen Porzellanofen; der ist ihm in den langen Stunden ein Halt und eine Stütze gewesen.

Und von der nahen Jakobikirche fällt plötzlich das volle Geläut ein; es ist Sonnabend, sechs Uhr. Sie läuten den Sonntag ein.

Aber für die Greisin sind die ehernen Klänge zu stark. Sie sinkt, sinkt . . . Die rote Lohe blaßt ab. Ein ungeheures Frieren umstarrt, lähmt, überwältigt sie. Der Tod hat sie mit seinem Finger berührt. Der Tod ist des Wartens satt; er legt ihr die Knochenhand aufs Herz. Das rasselt und schnarrt: O Freunde, nicht diese Töne . . . Aber die Worte werden nicht klar; sie sind nur ein weitumbrausender Akkord, ein gewaltiger Todesrausch. Dann: Stille.

Sie haben es nachher sehr rührend geschildert: „Großmama ist beim Läuten der Kirchenglocken entschlafen. Wir standen alle um ihr Lager und empfingen ihren segnenden Blick."

Zigarren mit Namensaufdruck.

Die Zigarren-Bänder bilden keinen geringen Teil der Kosten in diesem Geschäft, namentlich die Etiketten-Bänder für die einzelnen Rauchrollen, und „selbstverständlich" sind auch sie von der sündhaften allgemeinen Teuerung mitbetroffen worden.

Daher geht man schon seit einiger Zeit darauf aus, sie womöglich überflüssig zu machen, indem man den Namen samt etwaiger Dekoration direkt auf den Zigarren anzubringen versucht. Aber das bisherige diesbezügliche Verfahren fand keinen großen Anklang, obwohl es für manche billigere Sorten Zigarren sich mehr oder weniger behauptet. Der Name wurde mit einem Stempel eingedrückt, was ohne eine, wenn auch leichte Verletzung des Deckblattes unmöglich war. Auch fiel er nicht genügend auf, was doch zur Reklame unbedingt gehört.

Unlängst aber ist eine Maschine für diesen Behuf erfunden worden, welche den Namen nicht ein-, sondern nur aufdrückt und ihn dabei von wirksamer hervortreten läßt, unter Anwendung einer gewissen Tinte. Die Zigarren wandern, neben einander liegend, unmittelbar nachdem sie gerollt worden sind, auf einem Riemenwerk nach dem Stempel, wo jede bedruckt wird. 25,000 Stück im Tage werden solcherart mit einer Marke versehen, ohne daß das Deckblatt auch nur im mindesten geschädigt wird.

— Mißverständnis. — „Für Kleider gibt's jetzt nichts Besseres als Reform, Frau Huber."

— „Ach, ich nehm' gewöhnliches Mottenpulver und bin auch ganz zufrieden."

— Na also! Beim Frühschoppen sind der Herr Oberförster und der Herr Justizrat darüber uneins geworden, wer der Dichter des gemütvollen Liedes „In einem kühlen Grunde" sei. Sie wissen zwar alle beide den Namen nicht anzugeben, obwohl er ihnen „auf der Zunge liege", doch behauptet der erstere, ganz sicher zu sein, daß der Name aus zwei Silben bestehe, während der andere erklärt, es sei nur ein einsilbiger. Just zur rechten Zeit kommt der Herr Professor, der die Streitenden belehrt, daß Eichendorff das Lied gedichtet habe. „Na also", sagte der Justizrat zum Oberförster, „da hätten wir zusammen ja doch recht gehabt!"

Ein Seelenkonflikt.

Von H. v. Schullern.

Hätte der alte Rabensteiner nicht seinen wachsamen Köter gehabt, er wäre sicherlich schon lange ausgeraubt worden. Denn man wußte weit und breit, daß er beträchtliche Kleingelder besaß, wenn er auch das Leben eines armen Bauern führte.

Sein Haus lag furchtbar einsam an der öden Landstraße, noch dazu am Rande eines dichten, schier endlosen Waldes. Und er hatte kein anderes menschliches Wesen bei sich, als eine alte, gebrechliche Magd.

Ich sagte ihm oftmals: „Herr Hauptmann," sagte ich, „bei Ihrem Alter sollen Sie doch nicht so ohne ausreichenden Schutz auf dem Hofe bleiben. Wenn einmal einer dem Hunde eine Bohne durch den Leib jagen sollte, so würde Ihnen das Tier nichts mehr nützen, und Sie stünden dem Einbrecher ohne Hilfe gegenüber."

Aber der alte Soldat lachte nur, wenn ich so redete. Ich mußte schließlich meine Warnungen einstellen, damit er mich nicht etwa für eine Memme halte. Gerne würde ich erwähnt haben, daß er gewiß im Kriege Deckung suchte, wo es anging. Selbstverständliche Vorsicht und Feigheit seien doch verschiedene Dinge. Aber Rabensteiner schnitt mir mit seinem Lächeln immer das Wort ab, und ich schwieg endlich über die Sache.

Eines Tages kam er zu mir ins Städtchen und klagte, daß ihm sein Pluto von ungefähr verendet sei, und daß er sich rasch um einen Ersatz umsehen wolle.

Gewiß verstehe er, daß die Anwesenheit eines Hundes not tue. Nicht zu eigentlichen Verteidigung, nur als Wachtposten, damit ihm Zeit gegeben werde, aus dem Bette zu springen, sich rasch ein wenig anzukleiden und das ohnehin immer geladene Gewehr von der Wand zu nehmen.

Ich erbat von dem Alten darüber Auskunft, was er wohl von einer Krankheit des Hundes wisse. Er habe keine Ahnung davon, erwiderte der Hauptmann, und schaute mich ganz erstaunt wegen des sonderbaren Gesichtes an, das ich schnitt.

„Nun ja," sagte ich, „es kann ja vorkommen, daß so ein junger kräftiger Köter plötzlich umsteht, aber es muß doch um Himmels willen ein bestimmter Grund hierfür obwalten . . . Hat er vielleicht etwas — Giftiges gefressen?"

Rabensteiner wurde ein wenig nervös, als er mir da auf eine Reihe von dringenden Fragen Auskunft geben mußte.

„Freund," begann ich nach einer Weile in anderem Tone, „wir wollen es gleich drüben im Postgasthaus ordentlich aussprengen, daß Sie notwendig eines großen, wachsamen Hundes bedürfen, so eines auf den Mann dressierten, was?"

Rabensteiner erklärte ein solches Vorgehen für überflüssig. Es sei schon einer dagewesen, der ihm einen großen, wachsamen, auf dem Mann dressierten Hund angeboten habe.

„Soooo . . .? — Und was haben Sie erwidert?"

„Ich? — Ich habe gesagt, er solle mich einmal das Tier anschauen lassen."

„Hm, also die Nachricht vom Tode Ihres Hundes hat sich rasch verbreitet. — Offenbar. — Wie lange, bitte, war Ihr Pluto tot, als der Mann mit seinem Antrag kam?"

„Kaum einen Tag."

„Aber, Herr Rabensteiner, Sie sind doch um Gottes willen jetzt nicht mit der Magd ganz allein auf dem Hofe?"

„Die Hanne hat sich nicht wehren lassen, ihren Bruder ins Haus zu nehmen, bis wir wieder einen Hund haben. — Diese Weiber sind nun einmal ängstlich," setzte er mit geringschätzigem Achselzucken hinzu.

„Haben Sie den Mann gekannt, der Ihnen seinen Hund zum Kaufe anbot?"

„Nein, ich glaube, den habe ich nie gesehen."

Es folgte eine kleine Pause.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, ich habe gerade jetzt in der Stadt keine allzu dringenden Geschäfte. Möchte mich auf ein paar Tage in Ihr Haus einladen. Sie haben jetzt viel Arbeit. Ich werde Ihnen helfen. Und dann, wissen Sie, auch wegen des Hundekaufs . . . Ich will doch darauf achten, daß Sie der Kerl am Ende nicht übervorteilt."

Der Alte machte ein ganz vergnügtes Gesicht.

Ich brachte rasch meine Angelegenheiten in Ordnung. Dann wanderten wir guter Dinge die zwei Stunden Weges zu seinem Gütchen. Neben dem Schlafzimmer des Hauptmannes befand sich der einzige für mich verfügbare Raum.

Alte Uniformen, Säbel und Gewehre und andere an die aktive Dienstzeit und den Krieg erinnernde Dinge waren hier zur Schau gestellt. Ich schob sie ein wenig zusammen, ließ mir eine Art Feldbett in der Kammer aufschlagen und richtete mich in dem kleinen freigebliebenen Raume, so gut es ging, häuslich ein.

Nächsten Tages schon kam der Mann mit dem fremden Hunde, einem großen, zottigen Tier.

Mir gefiel der Hund viel besser als der Mann selbst. Ich konnte mich überzeugen, daß das Tier, Wotan geheißen, gut dressiert war. Unter Brüdern war er mehr wert, als dafür verlangt wurde. Ich untersuchte den Hund genau und konnte nichts anderes, als dem Hauptmann zum Geschäfte an und für sich zu raten. Und doch zögerte ich lange, bis ich ihm tatsächlich riet. Es war mir nicht möglich, das plötzliche Ende des Pluto aus dem Kopfe zu bekommen. Und dann — Lavater dürfte wohl ein Uebertreiber gewesen sein; aber ein gutes Stück des inneren Lebens prägt sich nun doch einmal in den Linien des menschlichen Gesichtes aus. Daran läßt sich nichts deuteln.

Als der Mann mit dem fatalen Gesicht gegangen war, heulte der eingesperrte Hund und wollte nicht aufhören, sich an der Kette wund zu zerren. Das ging uns so sehr auf die Nerven, daß wir beschlossen, einen Spaziergang zu machen, um die Klagelaute wenigstens nicht mit anhören zu müssen.

Rabensteiner begann ein Gespräch; es schlief aber bald wieder ein, da ich mich nicht mit Eifer daran beteiligen konnte. Ich mußte immer an Pluto und an den Mann mit dem fatalen Gesichte denken.

Als wir nach Hause kamen, heulte Wotan noch immer. Wie setzten uns in das Schlafzimmer des Hauptmannes, den einzigen annähernd behaglichen Raum des Hauses, und versuchten, bei einem Glase Wein von alten Erinnerungen zu sprechen. Aber es konnte keine Stimmung aufkommen. Denn der Hund wollte sich noch immer nicht beruhigen.

Und er heulte die ganze Nacht.

Ich konnte kein Auge schließen.

Am Morgen berichtete uns die alte Hanne, Wotan habe sein Schüsselchen unberührt gelassen.

„Was werde ich mit dem Hunde anfangen?" fragte der Hauptmann. Er dachte schon daran, ihn wieder zurückzugeben. Aber wem? Wer war der Mann? Verdrießlich sprach er sein Bedauern aus, ihn nicht um Namen und Wohnort befragt zu haben. Ich ärgerte mich über die Unterlassung nicht. Wir hätten doch nichts Brauchbares erfahren, bildete ich mir ein. Am Abend hatte der Hund seinen Fraß noch immer nicht berührt, und soweit es ihm seine Heiserkeit erlaubte, winselte er vor sich hin.

Am nächsten Morgen kam, ganz wie zufällig, sein früherer Herr vorbei, und da er offenbar das Gewinsel hörte, so trat er in das Haus ein und verlangte nach dem Hauptmann. Ich war zu dieser Zeit außer Hause. Nach meiner Rückkunft erzählte man mir, daß der Fremde dagewesen und von der Magd in das Schlafzimmer, das zugleich als Empfangs- und Wohnzimmer diente, geführt worden sei. Er habe dann ziemlich lange mit Rabensteiner über die arme Bestie gesprochen und ihm Belehrungen erteilt, wie er es machen solle, um den Hund an sich zu gewöhnen.

Es wurde auch bald etwas besser mit dem Gemüt des Tieres, und als er sich schon soweit eingewöhnt hatte, daß man ihm die Bewachung des Hauses anvertrauen konnte, hatte ich eigentlich wieder zur Stadt zurückkehren sollen.

Ich fühlte aber eine eigentümliche Unruhe und Angst in mir. Trotz der nunmehr dringlich gewordenen Geschäfte zu Hause verschob ich doch meine Rückkehr immer wieder um ein paar Tage. Endlich mußte ich Ernst machen. Nur dem Bruder der Hanne, dessen neuerliche Berufung ich durchgesetzt hatte, teilte ich meinen Argwohn mit, da zu befürchten war, Hanne vermöchte die Sache nicht bei sich zu behalten. Und daß mich der Hauptmann nur ausgelacht hätte, das stand fest. Ich untersuchte alle Türen auf die Beschaffenheit ihrer Riegel und Schlösser und durchforschte den Dachboden und Kellerraum.

Endlich wollte ich mich noch überzeugen, daß das Gewehr über dem Bette Rabensteiners auch wirklich zum Schusse bereit sei.

„Herr Rabensteiner, wissen Sie, daß dieses Gewehr nicht geladen ist?"

Der Alte sperrte, aufs höchste erstaunt den Mund auf, besichtigte es selbst und schaute mich starr an. Ich rief die Hanne herbei und fragte sie, wie lange der Fremde allein im Schlafzimmer gewesen sei. Und als ich die Antwort erhielt, diese Zeit könne etwa zehn Minuten betragen haben, so fühlte ich, wie mir das Blut aus dem Gesichte wich. Auch der Hauptmann wurde unruhig und ging, mit sich selbst redend, im Zimmer auf und ab.

„Herr Rabensteiner, ich werde unter solchen Verhältnissen doch noch bei Ihnen bleiben."

Wir standen jede Nacht abwechselnd auf der Lauer, die Gendarmerie, von uns verständigt, durchstreifte die Gegend.

Es dauerte lange, sehr lange, bis etwas geschah. Ich wurde schon ungeduldig und wollte nach Hause zurückkehren.

Plötzlich, in einer nebligen Nacht, schlug Wotan an. Da ich gerade Wache hielt, bemerkte ich, wie sich der Hund auf eine menschliche Gestalt stürzte, die auf die Tür zuschlich.

Nachdem ich hastig Rabensteiner geweckt hatte, tappte ich mich zum Fenster der Parterrestube, durch welches ich am besten die Szene belauschen konnte.

Wotan hatte den Fremden zu Boden gerissen. Dieser sprach mit schmeichelnden Worten zu ihm. Der Hund winselte vor Freude, ließ sogar ein jubelndes Gebell ertönen, doch gestattete er dem Gefangenen keine Bewegung. Der Fremde sprach immer zärtlicher zu ihm. Wotan winselte und leckte, beglückt durch das Wiedersehen, immer von neuem das Gesicht seines Herrn ab.

Doch wenn dieser nur den leisesten Versuch machte, sich zu erheben oder auch nur seine Waffe, einen Revolver, der neben ihm lag, zu ergreifen, so begann das Tier drohend zu brummen und die Zähne zu zeigen. Gleich darauf fuhr er wieder im Rausche seiner Seligkeit mit der breiten Zunge über das ganze Gesicht seines ehemaligen Gebieters.

Unterdessen war der Hauptmann herbeigeeilt. Er hielt seinen Stutzen schußbereit. Auch Hanne erschien keuchend vor Aufregung mit ihrem Bruder. „Herr Rabensteiner, schießen Sie nicht, schießen Sie nicht!" schrie ich dem Alten zu. „Wir wollen den Kerl fangen!"

Der Hauptmann aber, von einem bitteren Ingrimm erfaßt, drückte, ohne auf mich zu hören, los. Der Hund ließ ein klägliches Geheul ertönen. Der Fremde aber sprang auf und floh. Rabensteiner sandte ihm einen zweiten Schuß nach und fehlte.

„Hundeseele!" schrie der Alte bebend vor Wut, die Faust dem Flüchtling nachreckend — „Hundeseele!"

„Trösten Sie sich, Herr Rabensteiner, er ist stark verwundet. Das Geschoß muß durch beide Körper gedrungen sein," rief ich dem Hauptmann zu, indem ich mit der Laterne die breiten Blutspuren bis zur Gartentüre verfolgte. „Der kommt den Gendarmen nicht mehr aus." Wotan lag verendend neben dem Revolver seines ehemaligen Herrn und verbrauchte die letzten Kräfte dazu, die Waffe des Enteilten voll Hingebung zu belecken, dann hauchte er unter Zuckungen seine Seele aus . . . seine treue — Hundeseele.

Automobil und Pferd.

Eine moderne Fabel.

Ein schmuckes Automobil stand vor einem Stalle, in welchem sich ein Pferd befand, das melancholisch den Kopf hängen ließ.

„Armes Rößlein!" begann das Automobil in einem Tone, aus dem mehr Hohn als Mitleid herausklang. „Wo sind die schönen Zeiten, wo Du die große Rolle spieltest? Früher war unsereins von Dir abhängig. Nur Deiner Gnade hatte ich es zu verdanken, wenn ich mich von der Stelle rühren konnte. Aber jetzt rase ich auf Sturmesflügeln dahin und meinetwegen können mir alle Pferde gestohlen werden!"

„Großmäuliger Prahler!" wieherte ihm wutschnaubend das Roß entgegen. „Du leidest an Größenwahn! Wenn Du nicht an der Scholle klebst und Dich überhaupt fortbewegen kannst, so verdankst Du dies einzig und allein der — Pferdekraft!"

— Die liebe Freundin. „Wenn ich in einer Gesellschaft zum Singen aufgefordert werde, sage ich nicht: „Ich kann nicht", sondern setze mich ans Klavier und. . ."

Die Freundin: „. . . und Du überläßt es den andern, das herauszufinden."

— Ein Kenner. Lehrer: „Was versteht man unter Mythologie?"?

Schüler: „Wenn der Schutzmann die Bilder aus 'm Schaufenster wegnimmt."

— Warum nicht. „Du willst Schaffner werden? Mensch, Du stotterst doch gar zu sehr!"

„N—n—anu? A—auf 'ner Se—ekun—d—d—d—d—därbahn!"

— Stellvertretung. Dorfschöne (die einem Maler Modell steht): „Bitt' schön, morgen kann i net kumma, muß zu Markt in die Stadt: aber i hab's schon g'sagt — mei Großmutter kummt."

— Neues Gebäck. Die kleine Erna: „Mama, wie schmecken eigentlich die Heima-Torten?"

Mama: „Die kenne ich garnicht, mein Kind."

Erna: „Na, hier steht doch drin: „Die Soldaten haben Sehnsucht nach ihren Heimatorten"."

— Unverfrorenheit. — Schneider (zu einem säumigen Kunden): „Ich muß Sie ernstlich mahnen, Ihren Verpflichtungen endlich nachzukommen. Ich habe mir ein Haus gekauft, und da muß ich . . ."

— „. . . und da muß ich nun Ihre Hypothekenzinsen bezahlen! So eine Unverfrorenheit ist mir noch nicht vorgekommen!"

— Erster Gedanke. Mama (erzählend): „Der Prinz schenkte dem Aschenbrödel den goldenen Schuh und heiratete es, trotz seiner Armut, sofort."

Höhere Tochter: „Na, der war schön dumm, ein Mädel heiraten, das nichts mitkriegt!"